

[s.n.]

Autor(en): **Goetz, Kurt**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 26

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auge um Auge

Wie der gedächtnisstarke Leser weiss, wohne ich sozusagen auf dem Lande. Das heisst: nicht in einem Häusermeer. Die Weltstädter neigen dazu, mich deshalb zu bedauern. Ich brauche ihr Mitgefühl nicht. In meiner Umgebung gibt es nämlich einiges, um das man mich beneiden könnte. Zum Beispiel meinen Optiker.

Wenn ich den Freunden aus der Grossagglomeration von ihm erzähle, staunen sie Bauklötze.

Von Ilse Frank

Ein Wesen wie ihn haben sie noch nirgends angetroffen. Ich ja auch nicht – ausser acht Strassen weit von mir entfernt.

Also: Ich bin ein schwieriger Mensch. Auch in bezug auf meine Augen. Während halbwegs normale Leute schlicht ihre Kurzbeziehungsweise Weitsichtigkeit korrigieren müssen, sehe ich nur in die nächste Nähe und schiele in zwei Richtungen. Überdies finden sich an meinen «lieben Fensterlein» ein paar Mängel, die ich nicht zu benennen vermag. Dem Fachmann sind bereits diverse Fehler bekannt, den Rest entdeckt er an mir sukzessive.

Jeder Phantasiebegabte wird sich vorstellen, dass sich mein Optiker mit mir schwertut. Das stimmt genau, doch lässt er sich keine Qual anmerken. Wenn ich bei ihm aufkreuze, was durchschnittlich alle sechs Monate geschieht, ist er stets die Freundlichkeit in Person. Er fragt mich nach dem allgemeinen Befinden, dann kommt er zur speziellen Sache.

Ich erzähle zerknirscht, dass ich wiederholt an einer alten Bekannten vorbeigehastet bin, ohne sie zu identifizieren, und dass ich neulich meine ureigenste Mutter für eine Wildfremde gehalten habe. Seufzend bitte ich um einen Test. Der Kummergewohnte lächelt, nickt, zückt den Terminkalender, trägt meinen Namen ein.

48 Stunden später darf ich auf den breiten Stuhl sinken, durch einen Apparat linsen, Buchstaben, Kreise, Punkte, Dreiecke betrachten, in Lichtquellen blinzeln, an meiner Nase vorbeischwebenden Kugelschreibern

nachblicken, schildern, was ich wie, wann sehe – und besonders: was nicht.

Mein Optiker hört zu. Prüft auf älteren Karteiblättern meine einstigen Werte. Sinnt. Brütet. Murmelt: «Interessant!»

Ich bin erleichtert, vorerst der Sorge enthoben, dass ich ihm zuviel Mühe bereite. Soange er meinen vertrackten Fall nicht als hoffnungslos bezeichnet, darf ich mich glücklich preisen.

Mein Optiker denkt gar nicht an Resignation. Ihn hat der Ehrgeiz gepackt. Kein ungesunder, nein, einer, der ihn beflügelt. Der Sachverständige schreitet zum Bücherregal. Behändigt zwei Wälzer. Schlägt dies nach und jenes. Murmelt Worte, die für mich wie Zauberformeln klingen. Ich warte gespannt auf das Resultat der Ermittlungen.

«Hören Sie!» bittet der Tüftler schliesslich, «ich habe so meine Vermutungen. Am besten probieren wir etwas aus. Wenn's damit nicht klappt, suchen wir weiter.»

Schreck lass nach! «Ich will Ihnen doch keine Umstände machen», flüstere ich, und das schlechte Gewissen beginnt mich zu plagen. «Ach, Umstände», winkt mein Gegenüber ab. «Betrachten Sie die Versuche als Forschungsarbeit. Von zehn Kunden machen mir neun kein Kopfzerbrechen. Der eine aber gibt Rätsel auf. Aus ihnen lerne ich. Schwierigkeiten bringen mich weiter.»

«Auch eine Berufsauffassung!» wispere ich und zwinkere verschämt. So viel Freundlichkeit verkraftet sich schlecht. «Und wenn ein Experiment ums andere misslingt?» erkundige ich mich. «Dann lassen wir uns etwas Neues einfallen!» Mein Optiker nickt zuversichtlich.

Nach acht Tagen sind die kompliziert geschliffenen Gläser da. Ich trage sie zwei Wochen im Rahmen spazieren. Resultat: so lala. Meinem Optiker erstatte ich einen möglichst objektiven Bericht. «Das Ganze von vorn!» befiehlt er sich kurz, dann startet er zum geistigen Galopp.

Nach nochmals acht Tagen setzt mir der Unermüdliche eine andere Brille auf. Ich starre geradeaus. – Die Umwelt erscheint mir wie gemeisselt. «Das ist's!» schreie ich mitten im Optikerladen und erschrecke die versammelte Käuferschaft, das zusammengelaufene Personal. Der Chef strahlt: «Zufrieden?» «Zufrieden.» Ich schüttle ihm die Hand, lispelne einen besonderen Dank.

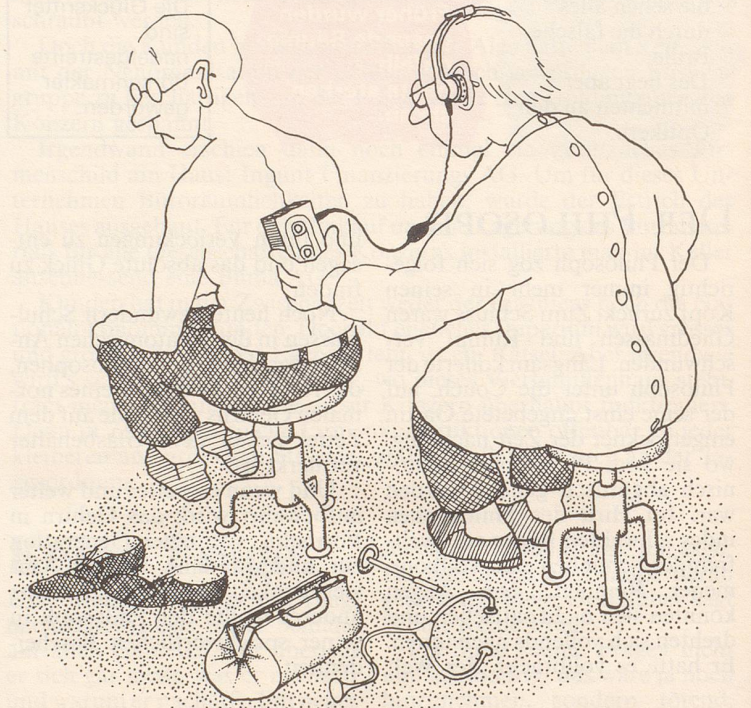
Als ich die präsentierte Rechnung prüfe, vermissemich den Betrag für die zweite Untersuchung. «Sie haben etwas vergessen», melde ich dem Wohltäter. «Ich mag Sie nicht noch um Geld bringen – es reicht, wenn ich Sie Nerven koste.»

«Die Faktura stimmt», antwortet der Geschäftsmann, «was

fehlt, geht auf das Konto Entwicklungshilfe.»

Er lacht. Ich kichere. Dann danke ich wieder. Von Herzen. «Sie haben einen guten Jahrgang!» sage ich keck. Mein Optiker hüstelt.

Wir sind gleich alt.



Hundefreud und -leid

Ich sitze in unserer Stadt in einem Café. Zwei Damen im mittleren Alter steuern auf meinen Tisch zu und fragen höflich, ob für sie drei noch Platz frei sei. «Bitte sehr», sag' ich und schaue mich suchend nach der «dritten» um. Sie ist ein kleiner, kohlschwarzer Rassehund. «Komm, Sönny-Boy!» ruft eine der Damen zärtlich. «Du darfst zu mir auf die Bank sitzen.»

Mit einem gewaltigen Satz landet Sönny-Boy neben seinem Frauchen.

Und neben mir. «Wissen Sie», erklärt mir Frauchen, «in diesem Café ist das erlaubt.»

Dann folgender Dialog zwischen den Damen: «Amalie, denkst du nicht, dass es auf dieser Seite zu stark zieht für Sönny-Boy? Soll er nicht besser zu mir rücken?» «Aber nein,» meint die andere, «hier hat er's doch viel bequemer.» – Sicher hat er das,

denn ich kann mich kaum mehr bewegen. Ich mag ja Hunde sehr, aber ...

Er wird mit Zucker und Rahmtorte gefüttert. Der Kellner muss frisches Wasser bringen, nicht zu kalt, bitte, aber auch nicht warm. Sönny-Boy schlürft ungezogen und streckt mir den Schwanz ins Gesicht.

Ehrlich, ich liebe Hunde.

Amalie erhebt sich nach einer Weile, sie muss austreten. Sönny-Boy tut keinen Wank, trotzdem stürzt sich die Zurückgebliebene wie der Blitz auf ihn; er wird umarmt und geherzt.

«Warum regst du dich denn so auf, mein Süsser? SMameli kommt gleich wieder, sie muss doch nur Brunzi-Brunzi machen, so wie du manchmal auch!» – Und sie gibt ihm noch ein Stück Zucker zur Beruhigung. «Wissen Sie», wendet sie sich glücklich an mich, «er ist eben unser Kind.»

Sönny-Boy legt zutraulich